

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Eine volle Stunde hält er Wacht. Mit einem Male brechen die Bienen los, mittenin ihre Königin. Weit vernehmbar klingt ihr Schwarmgesang. Hoch in der Luft erscheinen sie wie eine dunkle Wolke. Die schwebt eine Zeitlang hin und her. Mähslich senkt sie sich nieder und bleibt am Ast eines Zwetschenbaums hängen. Flugs setzt der Margolf die Leiter an. Die mächtig qualmende Pfeife im Mund, steigt er Sprosse um Sprosse hinauf. Droben zeigt er, was er kann. Sacht gleitet der Federwisch über die Bienentraube. Die fällt in den Korb, der Schwarm ist gefaßt.

Der Bienenväter waren mehr im Ort. An Geschicklichkeit tat's dem Peter Margolf keiner gleich. Während er die Kolonie in der neuen Wohnung einlogierte, trat der Lehrer in den Garten.

„Guten Tag, Margolf.“

„Großen Dank!“

„Jetzt ist die Zeit, daß die Bienen schwärmen.“

„Ja.“

„Man sollt meinen, der Herr Pfarrer hätt auch daran gedacht.“

„Wieso der Herr Pfarrer?“

„Er hat über die Bienen gepredigt, wie's in der Schrift heißt: „Du sollst niemand um seines geringen Ansehens willen verachten, denn die Biene ist ein kleines Vögelein und gibt doch süße Frucht.“

Der Bauer nickte.

„Das is wahr.“

„Der Herr Pfarrer hat das schön ausgelegt,“ fuhr Weilandt fort. „Wie die Bienen zusammenhalten und wie darin ihre Stärke liegt. Und daß sie den Menschen ein Beispiel geben. Er wär noch nicht lang' im Ort, hat der Herr Pfarrer gesagt, aber so viel hätt er doch schon gesehen, um die Einigkeit wär's schlecht bestellt. Wie die alten Ritter auf ihren Burgen, säß hier jeder auf seinem Hof. 's tät nur noch fehlen, daß auf den Donbalken stünd: „Selber essen macht fett.“ Und 's wär auch kein rechtes Frohsin unter den Leuten. Wo das wachsen sollte, müsse man Liebe säen.“

Der Peter tat bedächtig ein paar Büge aus seiner Pfeife. Dann sagte er: „Der Herr Pfarrer hat, scheint's, eine Kapitalpredigt gehalten. Aber dademit wird die Welt net regiert. Die Engel, mein ich, sein bloß im Himmel. Hier drunten gibt's allerhand Menschen. Meine Sag' is: Nachbar hin, Nachbar her, bleib mir von meinen Kartoffeln.“

Er fuhr mit der Hand über das frisch rasierte Kinn und sprach weiter: „Der Bauersmann hat sein Werk und muß sich das ganz' Jahr krümmen und krägen. Was eh der Herr Pfarrer vom Frohsin gepredigt hat, da hat hier meinem Bedunk nach keins keine Gedanken drauf. Der Herr Pfarrer is noch neu im Ort. Ich schätz, he lernt noch dezu. Wo hat he dann eigentlich gestanden?“

„Im Rheinbessischen,“ erwiderte Weilandt. „Da ist freilich ein anderer Menschenschlag.“

„Gellese?“

„Er kann aber seine Gemeinde mit Ehren nennen. Die is selbighmal mit an der Spitze marschirt, wie's galt, den häuerlichen Genossenschaften den Boden zu bereiten.“

„So, so.“

„Wir sind ja jetzt glücklich hier auch so weit, daß wir eine Kasse gründen wollen.“

„Ich hab was läuten hören.“

„Ihr seid doch dafür?“

„Aee, ich mach net mit.“

„Ihr macht nicht mit?“ sagte der Lehrer enttäuscht. „Und gerad' auf Euch haben wir gezählt.“

Der Bauer schüttelte den Kopf.

„Was könnt' Ihr denn gegen die Kasse haben?“ polterte Weilandt heraus.

Der Peter nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte aus und sagte ruhig: „Das will ich Ihnen auseinanderlegen. Die

mit dem Geld net häufeln können, für die is die Kasse. Die sich grün stehn, brauchen sie net. Hat so ein Schuldenmacher alleweil nit zu heißen, legt er sich krumm. Hilft ihm die Kasse auf den Gaul, reit' er die Leut um. Das unterstütz' ich net. Der Ort hat so lang' ohne Kasse bestanden und wird auch noch weiter ohne Kasse bestehn.“

Der Lehrer ließ sich nicht verdröhnen, ein langes und breites zu wiederholen, was er all die Tage den Dörflern ans Herz gelegt hatte. Seine Mühe und Kunst war aber verloren. Wie auf seinen Absätzeisen stand der Bauer auf seinem Wort: „Ich mach net mit.“

Unberichteter Sache zog Weilandt ab. Von der Beihilfe des einflussreichen Mannes hatte er sich viel versprochen. Nun war seine Hoffnung in den Brunnen gefallen. Daß der einzelne sich der Gesamtheit unterordnen mußte, daß der Besitzlose ein Recht darauf hatte, sich eine bessere Existenz zu verschaffen, das begriff der Peter Margolf nicht. Mochte er sich dagegen stemmen, die Entwicklung der Dinge hielt er nicht auf.

Vor der Hofreite traf Weilandt die Marie. Sie begleitete ihn. Sie war auf dem Friedhof gewesen. Seit waren fünf Jahre vergangen, daß ihre Mutter die Augen für immer geschlossen hatte. All das Traurige, das sie erlebt, stand wieder vor ihrer Seele. Die Bäuerin war gesund wie ein Fisch im Wasser. Sie konnte sich rühmen, daß ihr Körper sie noch nichts gekostet hatte. An einem glühheißen Sommertag war der Ortsdiener zu ihr auf den Hof gekommen und hatte gemeldet, bei ihren Eltern im benachbarten Allmenrod stünde die Scheuer in Flammen. Von Schrecken ergriffen rannte sie fort, langte in Schweiß gebadet an der Brandstelle an und half aus Leibeskraften lösch'n. Am andern Morgen lag sie in Fieberglut. Die Krankheit, die zum Ausbruch kam, schlug sich auf Herz und Lunge. Der Arzt schickte eine Schwester zur Pflege. Nach ein paar Wochen schien's, als trüge der Bäuerin kräftige Natur den Sieg davon. Sie selber sprach's aus: „Eh sein ich durch!“ Sie war schon lange außer Bett. Da geschah's, daß sie plötzlich zusammenbrach und mit blaurotem Gesicht nach Atem rang. Die Anfälle kehrten wieder, immer bedrohlicher, immer stärker, bis der Tod nach ihrem Herzen griff. Dem Margolf fehlte die Arbeitsgenossin. Die konnte ihm keine Magd ersetzen. Er haderte mit dem Herrgott droben, der ihn züchtigte, ohne daß er sich schuldig wußte. Die Marie war in die Seele getroffen. Nicht nur, daß sie, die eben konfirmiert war, die Lücke schmerzlich empfand, die der Tod der Mutter gerissen, es war auch ein Gefühl der Neue, das ihr das Herz beschwerte. All die Liebe, die die Abgeschiedene ihr erwiesen, hatte sie nicht anders hingenommen wie etwas, das sich von selbst verstand. Nun schalt sie sich undankbar. Und sie weinte bittere Tränen, Tränen, die niemand trocken konnte. Als ein schwächliches, elendes Wesen war sie zur Welt gekommen. Den Nachbarn und Verwandten, die die Wiege umstanden, lag ein „Daß Gott erbarm!“ auf der Zunge. Ein Blick auf die Wöchnerin ließ sie schweigen. Die nahm todbleich ihr Kind an die Brust. Und siehe, es gedieh. Dessenungeachtet schrie es oft stundenlang. Der Mühsadam, der ein gescheiter Kerl war, entschied: „Das Kind ist behert!“ Von wem, gab er nicht an. Aber jedermann dachte an die Keibersdine, die einen Kropf hatte und gern glühende Kohlen lieb. Nun schlug der Adam ein Loch in die Rückwand der Treppe, die hinauf in den Oberstod führte, und steckte das Kind dreimal hindurch. Von dieser Zeit an war's bibbchenmausstill. Die Keibersdine ging an andern Tag mit einem blauen Mal an der Stirn herum. Die Bäuerin hütete ihr Schlepptüchchen wie ihren Augapfel. Nachdem es entwöhnt war, hielt sie ihm eine Kuh, die besonders gefüttert wurde. Und das schwächliche Wesen wuchs zum starken Mädchen heran. Eine lenksame Tochter war die Marie nicht. Es saß ein Eigenwille in ihr, der durch nichts zu bannen war. Schlug der Vater auf sie los und schrie: „Ich werd dir den Dickkopf schon brechen!“, fiel ihm die Bäuerin in den Arm und sprach: „Peter, tu sacht! Sie ist von keiner schlechten Art und zieht sich allein!“ Der Mutter Ruhe und Gleichmäßigkeit war nicht zu erschüttern. Auch während ihrer Krankheit kam kein Wort der Klage über ihre Rippen. Wie's aufs Letzte

mit ihr ging, war ein Lächeln um ihren Mund, als schaue sie in die himmlischen Freuden hinein. Mit Bedacht hatte der Pfarrer zum Text seiner Grabrede die Worte der Schrift gewählt: „Gabe Geduld, Gott wird dir bald helfen.“ Als die Trauergäste nach dem Leichenmahl das Haus verlassen hatten, ging die Marie in den Stall, legte den Kühen frisches Futter vor und begann zu melken. Das war sonst der Mutter Sache gewesen. Die hatte die Tiere sanft und schonend behandelt, und diese hatten sich durch ihr williges Verhalten erkenntlich gezeigt. Während die Melkeimer sich füllten, nahm die Marie sich vor, was sie der Mutter schuldig geblieben, doppelt dem Vater wiederzugeben. Und sie war drauf und dran, vor ihn hinzutreten und zu sprechen: „Vater, ich weiß, ich sein oft widerbörstig gewest. Und wann ich Kopfnüssl' von Euch gegriegt hab, hab ich sie verdient. Das soll es anders werden. Ich versprech's Euch in die Hand hinein: alles Liebs und Guts will ich für Euch tun!“ So hatte sie sich aufnesteln wollen. Hernach war's ihr doch zu geschämig gewesen, und sie hatte geschwiegen. Indessen blieb sie ihrem Vorsatz treu. Sie tummelte sich von früh bis spät. Und weil der Vater leicht grippig war, hielt sie ihre Zunge im Zaum. Alles ging seinen friedlichen Gang. Aber das Heimweh nach der Mutter ließ sie nicht los. Die war das Licht gewesen im Haus. Seitdem es verloschen, wurd's nicht mehr recht hell. Also erleichterte die Marie ihr Herz, und Weilandt gewahrte aufs neue, wельh lauterer Sinn sie in sich trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hundemahlzeit.*)

Von Roald Amundsen.

Je weiter wir vorrückten, desto zerklüfteter sah das Gelände aus. Endlich war der Blick auf die ganze Landschaft frei, und siehe, ohne jegliches Hindernis lag der letzte Teil des Aufstiegs frei vor unseren Augen! Das war freilich ein langer, steiler Weg, und wir beschloßen, vor dem letzten entscheidenden Angriff erst eine Ruhepause eintreten zu lassen. Auf einem geschützten, sonnigen Platz wurde Halt gemacht. Bei dieser Gelegenheit gönnten wir uns ein kleines Frühstück, was wir uns bisher nicht erlaubt hatten. Die Kochtöpfe wurde herausgeholt, bald zischte der Primusocher gewaltig, und wir wußten, daß die Schokolade nicht lange auf sich warten lassen würde. Dieser Trank war ein himmlischer Genuß. Wir hatten uns alle warm gelassen, und unsere Gaumen waren ganz betroffen. Hanßen als Koch teilte aus. Es mußte gar nichts, wenn man ihn auch hat, gleichmäßig auszuteilen. Er selbst war nicht dazu zu bringen, mehr als die Hälfte von dem zu trinken, was ihm zukam, die andere Hälfte wollte er durchaus unter seine Kameraden verteilen. Der Trank, den er uns diesmal bereitet hatte, sollte seinem Ausspruch nach allerdings Schokolade sein, aber ich konnte das nur schwer glauben. Der gute Hanßen war sehr sparsam und duldete keine Verschwendung; das war an seiner Schokolade wohl zu merken. Nun ja, für Leute, die gewohnt waren, „Wasser und Brot“ für einen Genuß zu halten, schmeckte sein Trank, wie schon gesagt, doch himmlisch. Dies war der flüssige Teil des Frühstücks, der allein gereicht wurde. Wenn jemand etwas zu essen wollte, so mußte er sich selbst verschaffen, angeboten wurde einem nichts weiter. Glücklich der, der sich vom Frühstück ein paar Zwiebad aufgehoben hatte! Zu weiterem blieb keine Zeit. Es ist außerordentlich zweckmäßig, wenn man nur leichte Unterleider mit Seide darüber trägt, denn man bleibt dann nicht lange stehen, weil man sehr rasch friert. Obgleich die Temperatur nur — 20 Grad Celsius betrug, waren wir doch froh, als wir uns wieder in Bewegung setzten.

Der letzte Aufstieg war ziemlich hart, besonders die erste Hälfte. Wir glaubten nun und nimmer, daß es die Hunde wirklich mit einem Gespann leisten könnten, machten aber trotzdem einen Versuch. Für die letzte Leistung muß ich sowohl den Hunden als den Leuten meine höchste Anerkennung aussprechen. Es war von beiden eine glänzende Kraftprobe. Ich sehe den ganzen Vorgang noch vor mir: Die Hunde schienen förmlich zu verstehen, daß dies die letzte Anstrengung war, die man von ihnen forderte. Sie streckten sich ganz flach aus und zogen, zogen, sie krallten sich fest und zogen sich hinauf. Aber ein Klein wenig verschauften mußte man sie doch lassen, und da wurden die Kräfte der Lenker auf eine harte Probe gestellt. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, einen so schwerbeladenen Schlitten einmal ums andere in Gang zu setzen. Wie sie sich diesen Berg hinauf abschninden mußten, beide, Menschen und Tiere! Aber sie kamen doch vorwärts, Zoll für Zoll, bis der steilste Teil überwunden war. Nun lag der übrige als ein sanft ansteigender Abhang vor uns, den alle, ohne einmal anzuhalten, hinaufkamen. Es war allerdings noch hart genug und

dauerte sehr lange, bis wir endlich die Hochebene auf der Südseite des Engelstad-Bergs erreichten.

Wir setzten unseren Marsch hartnäckig fort, denn wir wollten nicht nachgeben, ehe wir die Hochebene selbst erreicht hatten. Wir hofften, der Rücken, den der Peter Christophersen-Berg vor sich und den wir gerade vor uns hatten, würde der letzte sein. Da oben veränderte sich die Bodenbeschaffenheit sofort. Der lose Schnee verschwand, und einzelne Schneeweßen tauchten auf, die uns auf diesem letzten Bergrücken besonders lästig wurden. Sie verließen von Südost nach Nordwesten, waren hart wie Stein und scharf wie Messer. Wenn man hier zu Fall kam, konnte es sehr schlimme Folgen haben.

Gleich bei der Ankunft befragte ich das Barometer, und da zeigte sich eine Höhe von 3220 Meter über dem Meerespiegel. Alle Meßräder gaben 17 Seemeilen oder 31 Kilometer an. Als wir unser Tagewerk betrachteten — 31 Kilometer mit einem Aufstieg von 1600 Meter — sahen wir deutlich, was mit wohlgeübten Hunden geleistet werden kann. Unsere Schlitten waren da noch schwer beladen, und es scheint mir überflüssig, den Tieren noch ein besonderes lobendes Zeugnis auszustellen. Die bloße Erwähnung dieser Tatsache wird genügen.

Es kostete viel Mühe, einen Zeltplatz zu finden, so hart gefroren war der Schnee da oben. Schließlich fanden wir doch einen und schlugen wie gewöhnlich das Zelt auf. Die Schlaffsäcke und Privatsäcke wurden mir wie sonst zur Zelttüre hereingereicht, und ich legte drinnen alles an den richtigen Platz. Die Kochtöpfe und der notwendige Mundvorrat für den Abend und nächsten Morgen kam auch wie gewöhnlich herein. Aber viel hurtiger als sonst wurde an diesem Abend der Primusocher angezündet und bis zum Hochdruck Luft hineingepumpt. Ich hoffte, dadurch recht viel Lärm hier drinnen zu machen, damit ich die Schüsse nicht hören würde, die draußen bald knallen mußten. 24 unserer tüchtigsten Kameraden und treuen Gehilfen mußten den Tod erleiden. Das war hart, aber es mußte sein. Darin stimmten wir alle überein, daß nichts gescheut werden durfte, was zur Erreichung unseres Ziels beitragen konnte. So war ausgemacht worden, daß jeder diejenigen von seinen Hunden, die zum Tode verurteilt worden waren, selbst erschießen sollte.

Der Penmikan löste merkwürdig rasch an diesem Abend; ich glaube, ich habe ihn auch besonders fleißig umgerührt. Jetzt knallte der erste Schuß. Ich bin sonst nicht nervös, aber ich muß gestehen, da fuhr ich zusammen. Dann folgte Schuß auf Schuß — unheimlich klangen sie durch die weite Einsamkeit. Bei jedem verlor ein treuer Diener das Leben.

Es dauerte sehr lange, bis der erste nach getaner Arbeit im Zelt erschien. Sie mußten alle zuerst ihre Tiere öffnen und die Eingeweide herausnehmen, damit das Fleisch nicht verderb. Dies ist eine Vorsichtsmahregel, die durchaus nicht außer acht gelassen werden darf, weil sonst das Fleisch als Nahrungsmittel schädlich sein kann. Die Eingeweide wurden von den Kameraden der Getöteten zum großen Teil auf der Stelle noch warm verzehrt, denn die Hunde waren jetzt alle heißhungrig. Suggen, einer von Wisting's Hunden, war besonders gierig auf die warmen Eingeweide. Man sah ihn nach dem Genuß dieses Gerichts ganz unförmlich umherrennen. Viele rührten allerdings zuerst diese Eingeweide nicht an, erst später belamen sie Lust dazu.

Die Feststimmung, die an diesem Abend, dem ersten auf der Hochebene, im Zelt hätte herrschen sollen, wollte sich nicht einstellen. Es lag etwas Trüdes, Trauriges in der Luft — wir hatten unsere Hunde doch herzlich liebgewonnen gehabt. Der Ort wurde die „Ruhig“ genannt. Es war bestimmt gewesen, daß wir hier zwei Tage Rast machen und Hundefleisch essen sollten. Zwei von uns hatten von Anfang an erklärt, daß sie keinen Bissen davon genießen würden; aber als die Zeit verging und der Hunger zunahm, änderten sie ihre Ansicht, bis wir alle in den letzten Tagen vor der „Ruhig“ nur noch an Hundelendenbraten, Rippen und ähnliches dachten. An diesem ersten Abend hielten wir uns aber doch im Zaum. Es war uns zuwider, uns über unsere vierfüßigen Freunde herzumachen und sie zu verzehren, ehe sie recht kalt geworden waren. Und alle hatten das Gefühl, daß die „Ruhig“ kein gastfreundlicher Platz sei.

Als wir am anderen Morgen aus dem Zelt traten, war das Wetter wieder ganz still, aber trotzdem sah es nicht vielversprechend aus — finster drohende Wolken zogen am Himmel hin. Wir benutzten den Vormittag zum Abhäuten der Hunde. Noch hatten, wie schon gesagt, nicht alle von den Ueberlebenden Appetit auf Hundefleisch, es galt also, es ihnen auf die verlockendste Weise anzubieten. Und siehe, nachdem es abgezogen und zerlegt war, weigerte sich keiner mehr, selbst die allerwählerischsten ließen sich überreden. Aber mit der Haut darauf wollte es uns tatsächlich nicht glücken, alle zum Fressen zu bringen. Wahrscheinlich hatten sie einen Widerwillen gegen den Geruch, den diese Haut hat. Ich will zugeben, daß er nicht sehr appetitierend ist. Das Fleisch selbst aber sah, als es zerlegt war, wirklich verlockend aus. Wenn Metzgerladen hätte einen schöneren Anblick bieten können als den, den wir vor uns hatten, nachdem zehn Hunde abgezogen und zerlegt waren. Große Haufen des herrlichsten, frischen roten Fleisches lagen auf dem Schnee umher. Die Hunde gingen herum und schnupperten, einige nahmen sich ein Stück, andere verduhten. Wir Menschen hatten für uns selbst das, was wir für das zarteste und jüngste hielten, ausgesucht. Wisting war die ganze Angelegenheit überlassen worden, sowohl das Ausfuchen als das Zubereiten der

*) Mit Erlaubnis des Verlegers J. F. Lehmann in München, in dessen Verlag das Werk von Roald Amundsen über die Eroberung des Südpols erscheint, bringen wir den nachstehenden Abschnitt zum Abdruck.

Kotelette. Seine Wahl fiel auf Rex, ein kleines, wunderschönes Tier — übrigens einen seiner eigenen Hunde. Mit großer Gewandtheit hieb und schnitt er zurecht, was er für eine Mahlzeit notwendig hielt. Ich konnte meine Augen dabei nicht von ihm wenden; die kleinen, zarten Rippenstücken, die da eins nach dem andern über den Schnee hinfliegen, wirkten geradezu hypnotisierend auf mich. Sie riefen Erinnerungen wach an alle Tage, wo Hundefleisch allerdings kein so verlockende Wirkung auf mich ausgeübt hatte wie jetzt, wo aber andere Kotelette auf Platten hübsch geordnet nebeneinander lagen mit feingekräuseltem Papier ums Wein und den reizendsten grünen Erbsen in der Mitte. Ja, die Gedanken führten mich weiter — aber das gehört freilich nicht hierher und hat auch nichts mit dem Südpol zu tun.

Ich wurde aus meinen Träumereien gerissen, als Wisting in recht bestimmter Weise die Art in den Schnee schlug, die Rippenstücken zusammenlas und damit im Zelt verschwand. Die Wollendecke war inzwischen etwas zerrissen, und die Sonne zeigte sich von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht gerade in ihrer strahlendsten Gestalt. Es glühte uns auch, sie just im rechten Augenblick zu fassen und die Breite zu bestimmen, nämlich 85 Grad 36 Minuten. Wir waren darüber sehr vergnügt, denn kurz darauf fing es an, aus Ostwind zu blasen, und ehe wir uns dessen versahen, steckten wir in dichtem Nebel. Aber jetzt konnten wir auf das schlechte Wetter pfeifen. Was verschlug es uns, wenn auch der Wind Postsaune blies und der Schnee daherkam, so lange wir doch liegen bleiben wollten und Nahrungsmittel im Ueberdruß hatten. Wir wußten auch, daß die Hunde ungefähr der gleichen Meinung waren: Wenn wir nur genug zu fressen bekommen, kann uns das Wetter gestohlen werden!

Als wir nach Beendigung unserer Beobachtungen ins Zelt kamen, war Wisting drinnen schon im besten Zuge. Der Kochtopf stand auf dem Feuer, und nach dem lieblichen Geruch zu urteilen, war die Zubereitung unseres Essens im besten Gang. Die Rippenstücken konnten nicht gebraten werden, denn wir hatten weder eine Pfanne noch Butter. Allerdings hätten wir uns etwas Fett aus dem Pemmikan schmelzen können, und mit der Pfanne hätten wir uns irgendwie beholfen, wenn wir durchaus gebratene Rippenstücken haben wollten. Wir fanden es aber viel einfacher, zumal es auch schneller ging, sie zu kochen, und auf diese Weise bekamen wir auch noch eine köstliche Fleischbrühe obendrein.

Wisting legte ein erstaunliches Kochtalent an den Tag. Er hatte nämlich die Stücke Pemmikan, die das meiste Grünfleisch enthielten, in die Suppe getan, und jetzt bot er uns die feinste irische Fleischbrühe mit Gemüse an. Der Glanzpunkt der Mahlzeit war aber das zweite Gericht. Selbst wenn wir über die Güte des Fleisches irgend welchen Zweifel gehegt hätten, wäre er nach der ersten Katastrophe wie weggeblasen gewesen. Das Fleisch war vorzüglich, einfach vorzüglich, und mit Blizeschnelle verschwand ein Rippenstücken nach dem andern. Ich will allerdings einräumen, daß sie, ungeachtet ihrer Güte, etwas weicher hätten sein können, aber man kann von einem Hund auch nicht alles verlangen. Fünf Rippenstücken verpeiste ich gleich selbst, und dann fischte ich vergebens im Topf nach noch mehr; auf einen so großen Absatz seiner Ware hatte Wisting doch nicht gerechnet.

Ludwig Uhland.

Zum 50. Todestag (13. November).

In der dumpfsten Enge der kleinste deutschen Welt wirkten sich die 75 Jahre des Daseins Ludwig Uhlands aus. Zwischen Tübingen und Stuttgart rinnt sein Leben. In der Jugend weilt er acht Monate in Paris, ohne genialische Eindrücke, in Bibliotheken vergraben, altfranzösische und altdeutsche Literatur stöbernd, ein paarmal mit kühlem Staunen Zeuge der trunkenen Feste, mit denen Napoleon menschenverächtlich komödiantisch den Glanz seiner Macht und die gute Gafferlaune seiner unangestammten Untertanen zu fristen suchte. Kurze Reisen führten Uhland an den Rhein, in den Schwarzwald, die Schweiz. Auf der Höhe seiner politischen Wirksamkeit weilt er als Mitglied der Linken in der Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche. Sonst vergräbt er sich in seine Heimat.

Aus einem Geschlecht von schwäbischen Advokaten, Pfarrern, Aerzten hervorgegangen, wurzelt Uhland in der Ehrfurcht, der Ehrsamkeit und Behaglichkeit der zufriedenen sechsten Familien. Er ist ein gehorsamer Sohn, der von seinen Eltern willig und verständnisvoll auch in den Räten seines Lebens gefördert wird. Ein zärtlicher, besorgter Gatte in seinem kinderlosen Heim, ein peinlicher Haushalter, der die privatwirtschaftlichen Finanzen in Ordnung hält und nicht vergißt, neben der Erwähnung großer Weltbegebenheiten der Mutter ein genaues Verzeichnis seiner schwarzen Wäsche einzufügen. Er ist auch in der Abstammung und im Grunde seiner Seele ein guter lokaler Bürger, nichts weniger als ein Revolutionär und Zigeuner, dennoch ist sein Dasein eine einzige Reihe harter Zusammenstöße mit der Staatsgewalt. Es dauert lange, bis man den begabten und fleißigen Mann, der früh in der Öffentlichkeit Ansehen gewinnt, zu einer beamteten Stellung zuläßt, und er gibt sie bald wieder trotzig und tapfer auf, als seine Freiheit und Unabhängigkeit bedroht ist.

Von Figur und in Lebensführung äußerlich ein Philister, schweigsam, verschlossen, leidenschaftlos, erhebt ihn der Dämon

dichterische Triebkraft und politischer Energie in die große Welt des Gefühls und des Willens, macht ihn die trübe lastende Zeit zum Empörer gegen die herrschenden Gewalten.

Und bleibt doch immer ein wenig in der Enge. Seine Liebes-, Wander- und Frühlingslieder singen durch das ganze Volk, als hätte es sie selbst erkoren. Aber es gibt keinen einzigen Liebesbrief in seinem reichen Briefwechsel, und seine beiden vollendeten Dramen sind Männerdramen ohne Liebesjeneren. Er führt ein Tagebuch, aber keine seelische Regung, kein innerer Aufschluß, keine problematische Unruhe durchbricht diesen Katalog von Geburtsdaten seiner Dichtungen und Stichworten seiner Lebensvorläufer. Uhland hat Deutschland das innigste und volkstümlichste Kriegeslied geschenkt, das vom guten Kameraden. Aber niemand, der es singt, ist sich bewußt, daß es ursprünglich ein fliegendes Blatt sein sollte, das 1809 die napoleonischen Rheinbundstruppen gegen die Tiroler befeuern sollte. Ihn ergreift zuerst der Patriotismus des französischen Rheinbundes, dann des deutschen Krieges von 1813, der württembergischen Verfassungskämpfe nach dem Sturz Napoleons und dem deutschen Fürstenverrat an ihren Befreier, der aufständischen Griechen und Polen, der Julirevolution, endlich der großdeutschen Märzdemokratie von 1848. Diesem demokratischen Ideal — dessen Verwirklichung er in den beiden Erhebungen seines Lebens 1813 und 1848 nahe wähnte — bleibt Uhland treu, durch alle Entsetzungen der hereinbrechenden Reaktion. Unersöhnt und unerweicht, schließt er vor 50 Jahren, inmitten der preussischen Konfliktzeit, seine Augen. Aber diese demokratische Gesinnung ist wieder eng bürgerlich, beinahe nur formal-juristisch. Weder in seinem politischen noch in seinem dichterischen Wirken findet sich ein sozialer Gedanke.

Durch sein Leben begleitet Uhland die Liebe zur altdeutschen Literatur, zu allem besonders, was volkstümlich ist. Ihr widmet er sich in einer großen Anzahl wissenschaftlicher Schriften, deren schönste das Denkmal für Walther von der Vogelweide ist, dessen Wesen er sich verwandelt fühlt; seine vergänglich Professorur war aus diesem Fach. Und altdeutsch-romantische Gefühle bewegen sein Dichten. Von den Gefährten der Romantiker aber trennt ihn scharf sein fortschrittlicher Geist, seine radikal-tätige Gesinnung, sein dem Tage und der Zeit hingebener Lebensseifer, seine helle und gesunde Abweisung alles tranthast-mythischen Wesens des Einsinnens in die Gräber der Geschichte und der Nachtseiten menschlicher Natur. In einem Briefentwurf seines Nachlasses zerstückt er rückwärtslos die Nachtwandler- und Epileptikerromantik seines vertrauesten Freundes Justinus Kerner, dessen größere Irtische Tiefe Uhland freilich neidlos und mit Recht anerkennt.

Heinrich Heine hat in seinen Feuilletons über die Romantische Schule am schärfsten erkannt, daß ein Zwiespalt Uhlands Dichtern und Wirken zerriß. Darauf führt Heine das Verblaffen seiner dichterischen Wirkungen und sein frühes Verstummen zurück: „Ich glaube nicht, daß dieses schöne Dichtergemüt so lärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhlands vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung geraten sind. Der elegische Dichter, der die katholisch-feudalistiche Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu befragen wußte, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem in der württembergischen Ständeversammlung ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgereleichheit und Geistesfreiheit. Daß diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm echt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte. Hatte er einst den Dichterlorbeer errungen, so erwartete er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weiterfangen.“ Als Heine später im „Schwabenpiegel“ die schwäbischen Dichter seinerzeit dem Gelächter preisgab, nahm er Uhland nachdrücklich aus. Er hege eine wahre Scheu, bei Gelegenheit der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, „von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedente“.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 in Tübingen geboren. Schon mit 14½ Jahren wird er Student. Er ist, ohne innere Reigung, der Rechte beflissen. Das Protostudium befriedigt ihn nicht. Freundschaften (mit Justinus Kerner, Karl Mayr, Barnhagen), Beschäftigung mit altdeutscher Poesie und eigene dichterische Versuche, die 1800 unselbständig beginnen, heben ihn über den Verdruß seines Berufes und die Kleinlichkeit seines Lebens. 1808 wird er Advokat. 1810/11 Pariser Reise. Ende 1812 wird er unbegabter Hilfsarbeiter im Justizministerium in Stuttgart. Nach 17monatiger Tätigkeit kommt es zum Bruch zwischen ihm und dem Minister; zum erstenmal erscheint bei dieser Gelegenheit der männliche Unabhängigkeitsstimm Uhlands. In diesen Tagen scheint die innere Wandlung zur demokratischen Auffassung vor sich gegangen zu sein. Hatte Uhland sich bisher in den gewöhnlichen demütigen Bittstellereien — vergeblich — um ein Amt bemüht, so strebt er von nun an in freier Unabhängigkeit seinen Weg zu gehen. Die Bewegung des Jahres 1813 ergreift auch ihn, ohne ihn mitzureißen. Im Februar 1814 entstand sein bekanntes Vornwärtslied.

Die Enttäuschung nach dem Kriege verleiht seiner Tätigkeit dann Farbe und Kraft. In den schwäbischen Verfassungskämpfen, die vornehmlich um die Schaffung einer Ersten Kammer geführt

Werden, särcitet Umland voran. Unter der Formel: das alte gute Recht richtete Umland seine Angriffe gegen das Zweikammerstrem. Den romantischen Wahn dieser Verufung auf das alte Recht hat Barnhagen in einem Briefe an Umland sehr klar kritisiert. Der Kampf blieb erfolglos. Aber in die Ständeversammlung von 1819 wurde Umland bereits als Abgeordneter des Oberamts Tübingen gewählt. Umland blieb dem Grundsatz treu, daß es für ihn unziemlich wäre, unter solchen Verhältnissen ein Staatsamt anzunehmen.

Mit diesem Eintritt in die politische Tätigkeit endigt schon das Dichtertum Umlands. Zur Herbstmesse 1815 waren nach manchen vergeblichen Versuchen die gesammelten Dichtungen bei Cotta erschienen. 1820 erschien eine zweite Auflage, vornehmlich durch die vaterländischen Gedichte vermehrt. Das Gedicht, mit dem Umland „der Ungenannten“ an ihrem Geburtstag am 15. Mai 1819 seine Liebe erklärt, ist sein letztes Lied. Nur 1834 flackert noch einmal die Dichtersflamme auf. Mit der Ungenannten verlobte er sich am 18. Januar 1820.

Den Liedern und Balladen Umlands ist das Volk nichts schuldig geblieben. Alles Bedeutende hat es in sich aufgenommen. Und wenn man den Schatz an poetischen Schöpfungen, die im Volke wirklich lebendig sind, untersucht, so dürfte sich ergeben, daß das deutsche poetische Bewußtsein der breiten Masse zumeist von Umland gespeist ist. Die Stimmung dieser Lieder kennzeichnet sich am besten in der Wendung, die einmal der junge Umland in seinem Briefe gebraucht: von sanfter Sonne trunken. Sanft ist die Sonne, sanft ist die Wehmut, sanft ist die Hoffnung, sanft ist der Schmerz. Nur ein einziges Gedicht hat einen schroffen satirischen Ton: „Die Wanderung“.

Den politischen Zeitgedichten wird die Tendenz vorgeworfen, die den poetischen Gehalt gemindert habe. Das hat nicht die Tendenz verschuldet, sondern ein Mangel an Begabung. Es gelang Umland nicht, seine freiheitliche Gesinnung in bildhaft gestaltete Leidenschaft zu formen. Auch seine Balladen, die unsere Schulbücher füllen, sind ein wenig nüchtern, ohne die zudeckende, hellbunke hüschende Persönlichkeit der echten Volksballaden. Nicht zu seinem Rechte ist Umland als Dramatiker gelangt. Der Mangel an Teilnahme der Bühnen hat die zahlreichen Entwürfe, mit denen er sich trug, nicht vollenden lassen. Sein „Herzog Ernst von Schwaben“ ist in historischem Gewande ein politisches Zeitdrama, die Tragödie des Empörens, der unbiegsamen Treue gegen Freund und Sache. Es ist ein edles Mededrama ohne den Reichtum bunt bewegter Handlung, and die Spannung der, um mit dem Aesthetiker Vischer zu reden, „dramatischen Dialektik“. Uebrig geblieben ist von dem Werk im Gedächtnis nur der freiheitliche Prolog und der tausendfältig wiederholte Spruch:

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst.

Mit „Ludwig, dem Bayern“ wollte sich Umland 1818 einen von der Intendanz des Münchener Hoftheaters ausgeschriebenen Preis gewinnen. Das Werk wurde nicht einmal beachtet, vermutlich, weil er die Vorschrift nicht genügend befolgt hatte: „Sorgfältige Schonung aller bestehenden politischen Verhältnisse“. Und doch zeigt dieses Drama einen bedeutenden Fortschritt. Der dramatische Atem weht heißer, und beinahe möchte man dem zeitgenössischen Kritiker recht geben, der gemeint hat, in Umland sei unter der Ungunst der Umstände ein Dramatiker verloren gegangen.

Die freie politische und gelehrte Tätigkeit Umlands wird durch die Episode einer Professur für Literatur an der Universität Tübingen unterbrochen. Sie beginnt 1820 und endigt bereits am 16. Mai 1833. Als ihm der Urlaub verweigert wurde, um sein parlamentarisches Mandat auszuüben, ersuchte er kurz und schroff um seine Entlassung. Das Schreiben an den König beginnt: „Professor Dr. Ludwig Umland kündigt seine Staatsdienststelle ehrenbietig auf.“

In den Revolutionsjahren erfüllte der Ruhm des demokratischen Delegierten Ludwig Umland die Welt. Er vertrat in der Paulskirche in eindringlichen Worten, die schnell zu politischen Sprichwörtern wurden, den großdeutschen demokratischen Gedanken, wirkte gegen den Ausschluß Oesterreichs und bekämpfte jede Erbmonarchie an der Spitze Deutschlands. Die Reaktionszeit verdüsterte das Greisenalter Umlands. Er lehnte es ab, mit seinem guten Namen die Erde und Höheit der herrschenden Gewalten zu verklären. Er wies sowohl die Ordenshuldigungen des preußischen wie des bayerischen Königs zurück.

Er starb, als das deutsche Bürgertum den letzten Versuch unternahm, wenigstens eine gemäßigte Demokratie herbeizuführen. Ein glückliches Schicksal ersparte ihm auch, diesen kläglichen Zusammenbruch noch zu erleben.
Kurt Eisner.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Eine Forschungsreise zum Studium der Sonnenwärme. Die Amerikaner haben es dazu, manche

Unternehmung zu wissenschaftlichen Zwecken in einem ungewöhnlichen Stil durchzuführen. Unter den Naturwissenschaften hat namentlich die Himmelskunde schon manchen großen Vorteil aus diesem durch große Geldmittel gestützten Unternehmungsgeist gezogen. Beispielsweise haben große Sternwarten der Vereinigten Staaten Tochteranstalten in verschiedenen Gebieten Südamerikas eingerichtet, um dort an besonders günstigen, meist hoch gelegenen und daher durch ungewöhnlich klare Luft ausgezeichneten Plätzen den südlichen Sternenhimmel zu beobachten. Eine eigenartige Expedition, die von dem astrophysikalischen Observatorium der ber berühmten Smithsonian-Institution in Washington ausgesandt worden war, hat jetzt eben ihre Arbeiten vollendet. Sie verfolgte den Zweck festzustellen, ob die Sonne ein veränderlicher Stern ist oder nicht. Die Beobachtungen der letzten Jahre hatten den Schluß ergeben, daß die Strahlung der Sonne wesentlichen Wechseln unterworfen ist, und deshalb war man dazu gekommen, die Sonne mit den veränderlichen Fixsternen zu vergleichen, deren Helligkeit in bestimmten Zeitabschnitten schwankt. Sieben Jahre lang hatte die Sternwarte in Washington bereits tägliche Messungen der von der Sonne auf die Erde niedergelassenen Wärmemengen veranlaßt. Diese Arbeiten wurden auf dem Mount Wilson in Kalifornien vorgenommen, wo die Vollständigkeit des Himmels und die Reinheit der Luft Vorbedingungen von seltener Günst schaffen. Diese langjährigen Messungen bildeten die wichtigsten Grundlagen für jene Folgerung, daß die Sonne ein veränderlicher Stern sei, und zwar sprach die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie in unregelmäßigen Abständen von 5 bis 10 Tagen Schwankungen ihrer Wärmestrahlung im Betrage von 5—10 Proz. erleidet. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit dieser Frage sah sich nun das Observatorium in Washington dazu veranlaßt, eine besondere Expedition nach einem anderen Erdgebiet auszurüsten, wo die Sonnenbeobachtungen gleichzeitig mit denen in Kalifornien vorgenommen werden sollten. Dadurch hoffte man feststellen zu können, ob die bisherigen Ergebnisse nur durch örtliche Verhältnisse der Atmosphäre bedingt oder von allgemeiner Gültigkeit wären. Die Wahl für das Ziel der Unternehmung fiel auf Algier, wo sich die amerikanischen Sonnenforscher in der Ortschaft Bassour für die Dauer von fünf Monaten niederließen. Nach dem vorläufigen Bericht in der Wochenschrift „Science“ scheinen die Beobachtungen in Algier vollauf gelungen zu sein. Sie erstreckten sich auf 84 Tage und innerhalb dieses Zeitraums wurden an mehr als 50 Tagen ähnliche Beobachtungen auf dem Mount Wilson in Kalifornien gemacht. Der Vergleich der beiderseitigen Messungen und die Feststellung des endgültigen Ergebnisses wird jetzt noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, aber es läßt sich erwarten, daß dann die Frage, ob die Sonne ein veränderlicher Stern ist oder nicht, ein für alle Mal zur Entscheidung kommen wird.

Physiologisches.

Dr. A. Lipschütz: Die Arbeit der Muskeln. (Diez' kleine Bibliothek, Preis broschiert 75 Pfennig, gebunden 1 Mark. In seiner fesselnden, den „Vorwärts“ lesern wohl bekannten Art gibt hier der Verfasser eine in echtem Sinne populär gehaltene Darstellung eines wichtigen Kapitels der Physiologie. Er fügt sie in einen breiten Rahmen der allgemeinen Biologie hinein und gewährt so seinen Lesern bedeutend mehr als der Titel des Buches verspricht. Das reichhaltige Material ist in folgende sechs Kapitel gegliedert: Die Muskeln unseres Körpers und ihr Bau; die Verklärung der Muskeln; Muskeln und Nervensystem; der Stoffwechsel der Muskeln, die Muskelmaschine; die Ermüdung der Muskeln. Doch erschöpfen diese Ueberschriften keineswegs die in den betreffenden Kapiteln behandelten Materien, denn jede der speziellen Fragen wird mit Bezug auf ihren allgemeinen Zusammenhang mit den Grundlagen der Lehre vom Leben erörtert. Und in dem letzten Kapitel über die Ermüdung der Muskeln fehlen auch nicht die für die Arbeiterleser besonders wertvollen Hinweise auf die physiologisch normale Ausgestaltung der Bedingungen, unter denen die Arbeitsleistung unserer Muskeln auf der Arbeitsstätte zu erfolgen hat.

Das Büchlein ist aus Artikeln hervorgegangen, die der Verfasser vor etwa zwei Jahren in der „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlicht hat. Und auch die jetzige Bearbeitung in Buchform denkt er sich in erster Linie für die bestimmt, die den Turnsport üben, und zwar aus dem Grunde, weil in diesen Kreisen ein spezielleres Interesse für die im Büchlein behandelten Probleme vorauszusetzen ist. Sehr zu unrecht scheint uns diese Selbstbeschränkung erfolgt zu sein. Denn die Lehre von der Grundlage der Muskelarbeit ist ein Kapitel, das alle Arbeiterkreise in besonderem Maße angeht. Und die muster-gültige Form, in der sie hier vorgetragen wird, berechtigt uns zu der Annahme, daß dieses Büchlein der „kleinen Bibliothek“ seinen Weg überall dorthin finden wird, wo das Interesse für seine Klassenlagen den Sinn des Arbeiters auch für die allgemeineren Zusammenhänge, in denen er sich als ein Glied der Arbeitsgemeinschaft befindet, geweckt und empfänglich gemacht hat.
V. Th.